

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

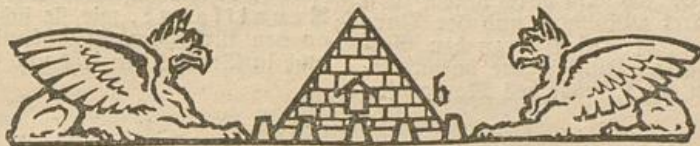
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

23.5.1926 (No. 21)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 21



23. Mai 1926

Karl Widmer / Aus dem alten Durlach.

1. Mittelalterliches.

Obgleich die Stadt Durlach in dem Unglücksjahr 1689 von den Soldaten des Generals Melac bis auf den Grund zerstört worden ist und damals alle Gebäude bis auf fünf Wohnhäuser abgebrannt sind, hat sich doch noch mancher Rest des mittelalterlichen Durlachs bis auf den heutigen Tag erhalten.

Mittelalterlich ist vor allem die Anlage der Stadt selbst geblieben. Zwar hatte Friedrich Magnus, der damals Markgraf von Baden-Durlach war, vorgehabt, seine zerstörte Residenz im neuen Zeitgeschmack nach einem regelmäßigen Plan wieder aufbauen zu lassen. Es blieb aber bei der Absicht. Die Bürger wollten ihre steinernen Keller, die vom Brand verschont geblieben waren, nicht aufgeben und errichteten deshalb ihre Wohnhäuser wieder über den alten Bauplätzen. So fehlte der alte Stadtplan, das mittelalterliche Bild der unregelmäßigen Straßenzüge beim Aufbau von selbst wieder. Wir können daraus heute noch den Kern der ältesten Stadtanlage herausfinden: es ist der freisförmige Stadteil im Westen der heutigen Altstadt, der von der Rammstraße (ehemals Speichergasse), Kronenstraße, Herrenstraße und Kellerstraße im Ring umschlossen wird und den die Hauptstraße in der Mitte durchschneidet.

Diese selbst, die Durlacher Hauptstraße, ist ein Stück der alten Landstraße, die von Westen her aus dem Elsas und der Pfalz ostwärts nach Schwaben und Franken führte. Sie kam von Ströck, dem heutigen Leopoldshafen, wo eine Fähre über den Rhein ging, und kreuzte sich am Ausgang des Pfingstals mit einer zweiten, noch älteren Straße, die von Norden nach Süden den Saum des Gebirges entlang zog. Es ist die Bergstraße, die alte rechtsrheinische Heerstraße von Basel nach Frankfurt, deren Ursprung noch bis in die Zeit der Zehntlande und der Römerherrschaft zurückführt. An der Kreuzung dieser beiden Straßen, an einer Stelle, die von Natur etwas erhöht über den Sümpfen der Ebene und durch diese zugleich wieder vor feindlichen Angriffen geschützt lag, ist bei einem ältern Dorf oder Hofgut — der villa Durlach — ein Markt angelegt worden, aus dem die Stadt Durlach hervorgegangen ist.

Ueber die ältere Geschichte dieser Stadt ist uns wenig bekannt, da beim Brand von 1689 das Rathhaus mit dem städtischen Archiv untergegangen ist. Der Name von Durlach, und zwar bereits als Stadt, tauchte zum erstenmal im Jahr 1196 auf. In dieser Zeit lag Herzog Konrad von Schwaben, ein Sohn Barbarossas, gegen den Herzog Berthold V. von Zähringen zu Felde, weil dieser seinem Bruder, dem Kaiser Heinrich VI., die Heeresfolge nach Italien verweigerte und soll während dieses Feldzugs 1196 in Durlach ums Leben gekommen sein, als er hier einem Bürgermädchen Gewalt antun wollte.

Tatsächlich gehörte Durlach damals zum Hausbesitz der Hohenstaufen, die als Erben des salischen Kaiserhauses in diesen Gegenden Rheinfrankens reichen Grundbesitz erworben hatten. Könige und Fürsten waren um jene Zeit bemüht, in dem bisher noch städtearmen rechtsrheinischen Gebiet Märkte anzulegen und mit festen Mauern zu umgeben, die zugleich dem Verkehr und der Sicherheit des Landes dienen sollten. So mögen die Hohenstaufen auch den Durlacher Markt gegründet haben. Die Marktsätte lag jedenfalls von Anfang an an derselben Stelle der Heerstraße, wo sich heute Markt, Kirche und Rathhaus als Mittelpunkt des städtischen Lebens befinden.

Unter Kaiser Friedrich II ist Durlach dann 1234 von den Hohenstaufen zugleich mit Ettlingen an Markgraf Hermann V. von Baden vertauscht worden, und zwar Durlach als freies Eigentum, Ettlingen als Lehen des Reichs. Seitdem ist Durlach eine Landesstadt der badischen Markgrafen geblieben.

Der von den Staufnern gegründete Markt hat sich in der folgenden Zeit hauptsächlich nach Osten ausgedehnt. So ist hier allmählich ein neuer Stadteil entstanden. Wann dieser mit der ältern Stadt vereinigt und mit einer gemeinsamen Mauer umschlossen wurde, ist unbekannt. Die Durlacher Stadtmauer wird zum erstenmal in einer Herrenalber Urkunde von 1259 genannt: in diesem Jahre schenkte die Witwe des Pforzheimer Schultheißen Erlewin als Seelgerät für ihren verstorbenen Mann dem Kloster Herrenalber einen Hof, der „außerhalb der Mauern der Stadt Durlach, nahe bei dem nach Gröbningen führenden Tor lag.“ Im ganzen hatte Durlach vier Stadttore. Den westlichen Eingang von Mühlburg her bildete das Blumenstor. Am entgegengesetzten östlichen Stadteude stand das Plumentor, an das noch heute der Name des historischen Gasthauses „Zur Blume“ erinnert. Im Süden stand das Basler Tor, im Norden das Pfingstor.

Von allen diesen vier Toren steht heute nur noch das Basler Tor in der Gestalt, in der es nach dem Brand von 1689 wieder hergestellt worden ist und die ihren endgültigen Abschluß 1700 durch die „welsche Haube“ des Dachs erhalten hat. Die von Frankfurt nach Basel führende Bergstraße, von der das Tor seinen Namen hat, ging ursprünglich durch die Stadt und zog vom Plumentor nach dem Basler Tor, von wo sie über Wolfartsweier nach Ettlingen weiter führte. (Val. Baer, Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogtum Baden.) Im 18. Jahrhundert ist sie durch eine Verkürzung von Durlach weggerückt worden. Seit der Gründung von Karlsruhe ging der Verkehr andere Wege und das Basler Tor verlor seine Bedeutung als Stadteingang. Zum Glück! Denn sonst wäre es jedenfalls mit den übrigen Durlacher Stadttoren abgetragen worden, als man um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Durlach daranging, mit diesen alten „Verkehrshindernissen“ aufzuräumen. So hat sich wenigstens an dieser einen Stelle noch ein Rest des alten malerischen Stadtbildes erhalten, das uns eine Vorstellung davon gibt, wie sich Durlach noch bis vor hundert Jahren mit seinen Toren und Türmen und der Burgruine des Turmbergs im Hintergrund als eine noch immer halb mittelalterliche Stadt nach außen prä-sentierete.

An der dem Basler Tor entgegengesetzten nördlichen Seite der Stadt hat sich auch noch ein Rest der Stadtmauer mit dem Graben erhalten. Es ist das sogenannte „Mauerloch“, ein Teil des ehemaligen Zwingers in dem Winkel hinter dem Schlachthaus. Die Wohnhäuser, die hier in die alten Mauerbogen eingebaut sind, haben dieses Stück vor der Zerstörung bewahrt, und der Stadtgraben, der hier noch die Stadt nach außen abgrenzt, ist, wie in so vielen andern alten Städten, jetzt mit Hausgärten angepflanzt.

*) Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins. 31. Jahrg. 87. 244.

**) Das der Basler Torturm erhalten blieb, ist vor allem dem Vater des Malers Ludwiga Dill, dem damaligen Durlacher Oberamtsrichter, zu verdanken, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um die bereits beschlossene Zerstörung des Turms zu verhindern.

Trotz seiner günstigen Lage an der Kreuzung zweier Heerstraßen blieb Durlach während des ganzen Mittelalters eine kleine Landstadt. Seine Entwicklung war, wie bei seinen Nachbarstädten Ettlingen, Muggensturm und Dbergrombach, auf den Verkehr mit der nächsten, rein ländlichen Umgebung beschränkt. Durlach war der Markt, auf dem die Bauern der untern Gardt und des angrenzenden Hügellands ihr Getreide gegen die Erzeugnisse des städtischen Handwerks absetzten. Eine wirkliche Handelsstadt ist aber Durlach nie geworden. Die Einwohner waren selbst halbe Bauern, die neben ihrem städtischen Gewerbe auch Landwirtschaft und Weinbau trieben. Sie waren Leibeigene des Landesherrn, wie übrigens in allen Städten der badischen Markgrafschaft, und leisteten als seine Untertanen die üblichen Fronen und Abgaben. Ein bescheidenes Maß von Selbstverwaltung hatten sie mit den Dörfern des Landes gemein: der aus den Bürgern gewählte Zwölferrat mit dem Bürgermeister an der Spitze verwaltete die städtischen Geschäfte, und die Schöffensbank saß unter einem vom Markgrafen ernannten Schultheißen zu Gericht. Die oberste Gewalt aber lag in den Händen des markgräflichen Vogtes oder Amtmanns, gewöhnlich eines Abtigen, der im Namen des Fürsten den Blutbann ausübte und in Stadt und Amt Durlach die landesherrliche Regierung repräsentierte.

Im Lauf des späteren Mittelalters scheint die Entwicklung von Durlach eher zurück- als vorwärtsgegangen zu sein. Die Stadt hatte unter den Fehden der Markgrafen manches zu leiden, wurde mehrmals erobert und zerstört. So 1274 durch Rudolf von Habsburg zugleich mit dem festen Ort Mühlburg und der Burg Gröbtingen, weil der damalige Markgraf Rudolf I. zu den Gegnern des neugewählten Königs gehörte. Fünf Jahre darauf erlitt sie das gleiche Schicksal wieder in einer Fehde des Markgrafen

mit dem Bischof von Straßburg. Zu diesen von außen kommenden Schicksalsschlägen kam der Druck der Leibeigenschaft, der den Fleiß und den Unternehmungsgeist der Einwohner lähmte. Der Wohlstand sank und mit dem Wohlstand auch die Zahl der Einwohner. Die Unzufriedenheit der Durlacher mit der markgräflichen Herrschaft zeigte sich denn auch im Bauernkrieg. Als der Brühraimer Haufe am 8. April 1525 vor der Stadt erschien, öffneten sie ihre Tore, sperrten ihren Amtmann ein und halfen den Bauern, die benachbarten Klöster Gottesau, Frauenalb und Herrenalb plündern.

Dies war der Zustand der Stadt, als Markgraf Karl II. den Entschluß faßte, seine Residenz nach Durlach zu verlegen: die Einwohnerschaft verarmt und verbauert, viele Häuser verlassen und zerfallen, Mauern und Türme beschädigt und verwahrloßt. Der Ort selbst war es gewiß nicht, der ihn verlockte, seine bisherige Hauptstadt, das blühende, gewerbereiche Pforzheim zu verlassen und nach Durlach überzusiedeln. Was ihn nach Durlach zog, war die Ebene, die Nähe der Straßen und des großen Verkehrs.

Damit gewinnt die Lage von Durlach erst entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Stadt. Als landesherrliche Residenz und als Hauptstadt der Markgrafschaft, die fortan nach ihr den Namen trägt, beginnt sie rasch aus der Enge ihrer mittelalterlichen Lebensbedingungen herauszuwachsen. Sie wird Schauplatz einer städtischen Kultur, die jetzt zum erstenmal in diesem Teile des Landes reicher ausblüht und als deren künstlerischer Ausdruck die Renaissance, wie sie sich in ihrem Uebergang aus der Gotik an den fürstlichen Schloßbauten dieser Zeit zuerst entwickelt hat, auch in Durlach einzieht und das Mittelalter ablöst.

(Fortsetzung folgt.)

N. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief.

Zum dritten Male tritt Georg Schmückle als Lyriker vor das Publikum. „Die schaffende Freud“ (bei Strecker & Schröder) bestätigt in vollem Maß das günstige Urteil, das über seine beiden älteren Sammlungen gefällt werden durfte. Schmückle ist einseitiger Gedankendichter, dem die leichte Anmut des melodisch dahin gleitenden Lieds nicht gegeben ist. Aber mit hoher geistiger Spannkraft und ungewöhnlicher Gewalt über die Sprache weiß er aus der Tiefe Geholtes zu längeren Gedichten oder vierzeiligen Sprüchen zu formen. Und das scheinbar Aphoristische verdichtet sich ihm zu einer poetischen Weltanschauung.

„Du lösest die ewigen Rätsel,
Du suchst und suchst
Und findest ein Gedicht“

lautet das Motto seines Buchs. Ueber unklare Zweifel am Woher, Wohin und Wozu, über grimmigen Spott über die Nichtigkeit der Menschlein hinweg gelangt er zur Bejahung des wunderbaren Lebens und zur innigen Hingabe an den Allewigen, der den Sterblichen näher gerückt ist, weil er als einsamer Dulder unter der Bürde der von ihm geschaffenen Welt steht. So wird Schmückle schließlich zum Dithyrambiker, der seinem freilich in kein kirchliches Joch gespannten Gott Jubelgesänge erklingen läßt:

„Selig ist der Gott zu preisen,
Und mit seiner Welt versöhnt,
Wenn von hellen Jubelweisen
Alles Leidweh übertönt.
Freude hilft dem Gott ertragen,
Was an Not ihm selber fiel —
Singe, Mensch und laß dein Klagen!
Freude ist der Schöpfung Ziel.“

Auch Heinrich Schöff-Berweck hat sich mehr und mehr zum Gedankendichter entwickelt, wie schon ein Vergleich seiner Poesie aus der „Frühzeit“ mit der „Aus späteren Jahren“ ergibt. Gaben aus beiden Lebensaltern haben sich in seinem neuesten Buche „Lebensabend“ (im Urquell-Verlag Erich Röth, Mühlhausen in Thür.) zusammengefunden. Es ist auch sonst ein buntes Vielerlei in Vers und Prosa: Stimmungsbilder und Skizzen, Fabeln und Sprüche in raschem Wechsel von Idylle und Elegie, Epigramm und Satire. Schade, daß Schöff seine Kraft nicht zusammenzufassen versteht und sich immer wieder zerplittert! Sein „Lebensabend“ zeugt neuerdings vom Reichtum seines Geistes und von der Vertiefung seiner Lebensauffassung. Mit besonderem Vergnügen liest man das an den Schluß gestellte „Zwölftes des Lebens“. Auch unter den Gedichten findet sich viel Schönes, z. B.

Einsam.

Herz, o schweige und schau dich nicht um,
Als müßt ich das Namenlose dir sagen!
Mich macht Himmel und Erde stumm,
Ausgebreitet in endlosen Fragen.
Weiß ich doch, wie vereinsamt wir sind!
Ueber des Weltplans weite Schranken
Wandern schweigend Wolken und Wind
Und die Schatten meiner Gedanken.

Die an kleine Erlebnisse und Erfahrungen des Alltags anknüpfenden Skizzen und Stimmungsbildchen, die Anna Schieber zu dem Büchlein „Vom Innesein“ (Warenreiter-Verlag Augsburg)

zusammengeschlossen hat, geben uns wohl auch Einblick in ihre dichterischen Eigenschaften, zeigen uns aber noch mehr die von unwiderstehlichem Drang zu helfen hingerissene Frau — zu helfen in aller sozialen Not der Gegenwart, zu helfen durch Vertrauen auf Menschengüte und Glauben an die Zukunft. Sie weiß, daß Pessimismus uns in den Abgrund reißen müßte, und tapfer kämpft sie darum gegen Verzweiflung, Kleinmut und Trübsinn. Ihr Büchlein ist von echtem Geist des Christentums erfüllt, wie wenig sie auf dessen Dogmen eingeschworen sein mag, und sie beweist, daß es auch innigste Liebe zum deutschen Volk ohne jegliche völkische Phrase geben kann.

Mit einem verspäteten Kriegsroman kommt uns Hans Heinrich Ehrler: „Wolfgang, Das Jahr eines Jünglings“ (bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart). „Gott hat die goldenen Herzen über alle Welt zerstreut“, sagt der Dichter einmal — und er weiß sie zu finden! Seinen siebzehnjährigen Helden Wolfgang, dem der freiwillig ins Feld ziehende und nicht wieder heimkehrende Vater als Vermächtnis die Aufgabe gestellt hat, Mutter und Geschwister zu betreuen, hat Ehrler förmlich verklart und weit über seine Jahre hinausgehoben; der väterliche Geist ist gewissermaßen in ihn hineingefahren. Aber auch dieses adeligen Jünglings ganze Umgebung besteht aus Höhenmenschen, wie sie sich in Wirklichkeit nirgends zusammensind — nicht einmal in Stuttgart, wo die Handlung vor sich geht. Das Gemeine wird nur aus der Ferne, als Folie für das Edle, gezeigt. Noch nie hat Ehrler so ganz am feierlichen Ton festgehalten, noch nie Dinge und Menschen in solcher dem Realen abgewandten Idealbeleuchtung dargestellt wie diesmal. Man empfindet dies gerade bei einem Kriegsmann als doppelten Mangel. Hält man sich aber an die Einzelheiten — und bei seiner aphoristischen Methode geht das leicht — kommt man doch auf seine Rechnung. Denn das Buch ist mit kostbaren Perlen überfät, und Ehrlers aus dem Innern aufsteigende Sprachkunst leuchtet auch hier in ihrer eigentümlichen Schönheit.

Im Gegensatz zu Ehrler und vollends zu Schöff zeigt Heinrich Lilienstein wie in allen seinen Darbietungen auch in dem Bändchen „Aus Weimar und Schwaben“ (verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn) ausgeprägten Sinn für wohlgerundete Komposition. Zu den beiden schönen Dichternovellen über Schiller und Hölderlin, die den von N. Krauß (bei H. Beck in München) herausgegebenen „Schicksalstagen deutscher Dichter“ entnommen sind, hat er eine weitere über Wieland und Goethe, sowie ein sein eigenes Verhältnis zu Weimar in verklärendem Lichte darstellendes Stimmungsbild hinzugefügt. Ferdinand Staegers zarte Radiernadel hat für ein anmutiges Titelfupfer Sorge getragen.

Isolde Kurz, deren schöpferischer Kraft die Jahre nichts anhaben können, läßt in ihrem neuen Roman „Der Caliban“ (3. L. Schrag, Verlag, München) mehr als sonst ihrer üppigen Phantasie die Zügel schießen, ohne doch irgendwie den feineren Geschmack zu verlezen, und man sollte bei solcher Mischung annehmen, daß dieser Roman endlich die hohe Auflagen-Ziffer erreichen wird, die ihren früheren Büchern seltsamerweise verweigert geblieben ist. Wer Shakespeares „Sturm“ kennt, weiß auch, was das halbtier Caliban zu bedeuten hat. Aber dieser Uebername wird zu Unrecht dem sechzehnjährigen Marco angehängt. Der häßliche und ungeschlichte Sprosse einer hochkultivierten Familie, verleugnet er in einer merkwürdigen Art von Alavismus die moderne Kultur und waltet mit dem rohen Ugestüm einer Naturkraft. Wer

wahrhaft, verwildert, vom eigenen Vater verabscheut, entbehrt er der liebevollen Leitung, durch die allein das im tiefsten Schacht verborgene Gold seines Herzens gehoben werden könnte. Bis seine Stiefmutter, eine gefeierte Sängerin, sich gütig seiner annimmt und sich dadurch seiner unbedingten Anhänglichkeit und Treue versichert, so daß er zuletzt für sie in den Tod geht. Die Dichterin hat damit eine ihrer schönsten Charaktereigenschaften geschaffen. Mit ihr ist der Geliebte der Sängerin, ein dem Aesthetentum verschaffener Poet, der durch die Magie seines Wortes die Frauen an sich zu locken weiß, sehr glücklich kontrastiert, wenn er schließlich auch gar zu ironisch abgefertigt wird. Der glänzend geschilderte Schauplatz des Romans, der um San Martino di Castrozza gelagerte Gebirgswelt der Dolomiten, erhöht noch die Reize des Buchs.

Die vierzehn unter dem Titel „Die Straße des Gelächters“ (im Chronos-Verlag, Stuttgart) vereinigten Geschichten von Rudolf Schneider behandeln in geschliffener Form kleine komödiantenhafte Wirrle des Lebens mit spielender Ironie und scharfer Dialektik. Es geht darin sehr beweglich zu, und die ewige Zanksucht des Menschengeschlechts, namentlich im Verhältnis zwischen Mann und Frau, artet nicht selten in Handgreiflichkeiten aus. Der Verfasser versteht es, unter seiner heiteren Maske ernsthafteste Lebensbetrachtung zu verdecken.

Mit dem Problem, im schwäbischen Dialekt zu erzählen, haben sich schon vor Jahren die Brüder Weitbrecht in bejahendem Sinn beschäftigt — und warum sollte einer oberdeutschen Mundart nicht daselbe vergönnt sein, wie dem Plattdeutsch Fris Reuters? Und es ist nicht einmal gerade ein Reuter dazu nötig. Kommt uns da das Gretle von Strümpfelbach (Frau Tschorn), „die allbekannte Kundfunkante“, mit einer Sammlung „Märle und Geschichten für kleine Kinder“ (illustriert von Willy Pland, Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). Selbsterfundene oder auch Grimmsche Volksmärchen hat sie verschwäbelt — und siehe! das neue Kleid sitzt wie angegossen. Sie handhabt die Volkssprache so frisch und natürlich, daß sich Form und Inhalt decken und man den Eindruck gewinnt, beide seien miteinander entstanden. Nur darf man nicht vergessen, daß die Verfasserin selbst das Buch zum Vorlesen bestimmt hat; zum Lesen eignet es sich eher für die Großen als für die Kleinen.

Die Geheimnisse der schwäbischen Haupt- und vormaligen Residenzstadt, wie sie zur Altväterzeit gewesen ist, enthält uns Elise Melitta von Schweizerbarth-Roth in ihren „Erinnerungen einer alten Stuttgarterin“ (Verlag von Adolf Bonz & Co., Stuttgart). Sie plaudert darin von der eigenen Jugendzeit, von allerhand verschollenen Sitten- und Wertwürdigkeiten, von bekannten Persönlichkeiten, die ihren Weg gekreuzt haben, auch von den Erlebnissen ihrer späteren, zoologischen Studien gewidmeten Jahre. Plaudert in höchst lebendigem und drastischem Stil, volkstümliche Dersheiten nicht scheuend, gute und schlechte Witze machend, bis zum Kalauer herab. So ist aus dem Ganzen ein unterhaltsames, echt schwäbisches Buch einer echten Schwäbin geworden, das auch nicht ohne kulturhistorischen Wert ist, wenn man gleich die kritische Sonde nicht zu tief daranlegen darf. Von feinerer Art sind die Wirkungen, die Tony Schumacher, sich mehr aus Gemüt wendend, mit ihrem zweiten Lebensbuche „Was mein einst war“ (Quell-Verlag, Stuttgart) hervorbringt. War sie in ihren früheren Erinnerungen nur bis zu ihrer Konfirmation vorgedrungen, so erzählt sie jetzt von den zwischen dieser und ihrer Verlobung liegenden Jahren. Von den großen politischen Zeitereignissen, namentlich den Kriegen der Jahre 1866 und 1870/71, deren Eindrücke auf diese Erinnerungen stark abgefärbt haben, heben sich die persönlichen Erlebnisse des Fräuleins Tony von Baur-Breitenfeld und ihrer Familienangehörigen ab. Sie sind durchaus nicht arm an äußerer Abwechslung in Leid und Freud. Namentlich die tragische Geschichte ihres vom Mißgeschick verfolgten Bruders Alfons immt sich wie ein Roman aus. Und doch liegt der Verfasserin nichts ferner, als die wirklichen Begebenheiten romanhaft auszubenten. Sie bleibt immer natürlich und schlicht, wodurch sie gerade den Reiz ihrer Schilderungen erhöht. Der

Rückblick auf die Vergangenheit macht die geistig frische Greisin nicht bitter gegen die Gegenwart, und ihre aufrichtige Religiosität hat mit Kopfhängerei nichts zu tun.

Mörrike und kein Ende! Auch die geschicktesten Leute werden heute über diesen von den Literaturhistorikern allgemach entzauberten Zauberer kaum mehr viel Neues zu sagen wissen. Das wird in dem neuen Mörrike-Buch von Paul Alfred Merbach auch gar nicht angestrebt. Es ist eines von Velhagen & Klafings Volksbüchern (Nr. 161). „Mit 106 Abbildungen und einem Umschlagbild.“ Da ist alles zu sehen, was irgendwie zu dem Dichter gehört, von seinem Kinderhäubchen bis zu seiner Totenmaske, alles, was ihn an Menschen und Dingen umgeben hat, und auch die graphischen Vedereien von seiner eigenen Tafel sind natürlich nicht vergessen. Der Text ist flott und verständlich geschrieben, wenn man von etwelchen, einem Nichtschwaben leicht verzeihlichen Ungenauigkeiten absteht. In der Charakteristik vermißt man das Eingehen auf die okkultistischen Neigungen des Dichters und die magischen Bestandteile seines Wesens. — Ein reizendes Geschenkwerk sind die „Mörrike-Lieder mit Scherenschnitten von Elisabeth Löcher“ aus dem Stuttgarter Verlag J. F. Steinkopf. Neun Gedichte sind ausgewählt und in dem Auge wohlthuenden Riesenschriftchen zum Ausdruck gebracht. Die Künstlerin, die ebensovielfarbige Scherenschnitte dazu geliefert hat, versteht gleich gut, zarte wie kräftige Wirkungen hervorzubringen und ihre Farbenfreude dem Inhalt jedes einzelnen Stückes anzupassen.

Hölberlin und kein Ende! Beate Vermins Buch über ihn (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) gibt sich als „Einführung“ und hat als solche Verdienste. Denn sie ist mit gründlichem Verständnis in die Wesensart dieses großartigsten deutschen Dichters ungefüllter Sehnsucht eingedrungen und legt sein Lebenswerk nach allen Regeln der Kunst aus, nachdem sie eine gut geschriebene, knappe Biographie vorausgeschickt hat. Ein biographisches Schema ist ja freilich ihre Behandlung des Gegenstands, was sich jedoch mit dem Zwecke des Buchs rechtfertigen läßt. Wer heutzutage nicht gestenigt oder mindestens nicht als rückständig verschrien werden will, muß sich bedingungslos zu Hölberlin bekennen. Die Verfasserin tut dies mit Begeisterung und übersieht dabei doch ein wenig die Grenzen, die seinem einseitigen, wenn auch in dieser Einseitigkeit unvergleichlichen Genie gesetzt sind.

Im Rahmen des von Dr. Paul Zaunert herausgegebenen und bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden großen Sammelwerks „Deutscher Sagenschatz“ hat Rudolf Kapff die „Schwäbischen Sagen“ in einem reich und schön illustrierten Bande behandelt, wobei er auf den für einen besonderen Band vorgesehenen Schwarzwald leider ganz verzichten mußte. Seit der ersten systematischen Bearbeitung des Gegenstands durch E. Meier im Jahre 1852 hat sich viel gedrucktes Material angeammelt, das der kundige Herausgeber, unter mancherlei Zutaten aus dem Volksmunde, neu gesichtet, geordnet und in organischen Zusammenhang gebracht hat. Die Dreiteilung in Natursagen, Geschichtliche Sagen und Schwanklagen hat sich dabei von selbst ergeben.

Auch Hans Reyhing führt uns in seinem von Wolfgang Zeller mit Bildschmuck versehenen Buche „Abheimat“ (Verlag Silberburg G. m. b. H., Stuttgart) mitten in das schwäbische Volkstum hinein, das hier aber keine stoffliche, vielmehr eine örtliche Umgrenzung erfahren hat. Die ganze Schwabenalb finden wir nach allen ihren Richtungen und Ausdehnungen abgezeichnet: Natur und Kultur, Land und Leute, Geschichte und Sage, Volks- und Sittenkunde, Dichtung und Architektur — das alles und noch mehr ist in den Bereich der Darstellung gezogen. Wir nehmen an ländlichen Festen teil; häuerliche Charaktergestalten treten uns entgegen. In der Aufzeichnung und Sammlung der im Abgibtet heimischen Redensarten, Reimsprüche, Hausinschriften, Neckverse, Kinderliedchen haben wir wohl den wertvollsten Bestandteil dieses bunten Sammelwerks zu betrachten, zu dem der Herausgeber aus schon vorhandenen Büchern mancherlei herbeigeht und für das er auch sonst eine Anzahl einheimischer Mitarbeiter angeworben hat.

Emanuel von Bodman / Gefährlicher Tanz.

Überall auf dem flachen Lande wie in den Städten und Städten, vom blauen Bodensee hinab zum Neckar und Main und wieder hinauf nach dem alten Basel mit seinen stolzen Plätzen und tief hinein in die Schweiz war die schwäbische Seiltänzerfamilie Knie weitherum geschätzt und geliebt. Wo immer das Seil gespannt wurde, das niedere oder das hohe, auf einer grünen Vorstadtwiese oder zwischen Giebelhäusern oder im Dunst einer größeren Stadt, aus allen Ständen kam jung und alt gelaufen, um im Glanz eines sonnigen Herbsthimmels oder nachts beim roten Fackelbrand einer verschwiegene Sehnsucht im Herzenwinkel den Lauf zu lassen und mit offenem Aug' dem freien Spiel knabenhaft glänzender Gestalten mit dem Tode zu folgen.

Dst waren nur ein paar Breiter aufgeschlagen über Fässern, worüber eines von den Mädchen in ihrem Flitter in der Luft stand, begleitet oder abgelöst von August, der im wagenweiten Harlekinskleid und hohem Filz, an der Hand einer höllischen Puppe, so groß wie er selber, mit knallrotem Munde zum allgemeinen Gelächter die Geschichte vom Teufel und seiner Großmutter vorführte. Oder an Regentagen, wenn das Städtlein auf sein angelegtes Vergnügen nicht verzichten wollte, schimmert irgendwo in einem heimeligen, verrauchten Saal beim ersten Plat-

tern der Lichter auf großem, rundem Tisch ein schlanker Knie im Tanz mit der Pfauenfeder auf der Nase vor schmunzelnden, stannenden, hingerissenen Gesichtern. Wenn aber das hohe Seil gespannt war und zum Schluß der Vorstellung ein schneeweißer Koch in die gesternte Nacht hinausglitt und mitten darauf in einer mächtigen Bratpfanne Rüdche buk und sie jungem Volk in den wässrigen Mund hinunterwarf, gab es schon ein Rennen und Stößen, als ob sich auf einmal der Himmel von Tausendundeiner Nacht geöffnet hätte.

Alle lebten sie auf dem Seil: der Großvater Knie hatte einen stolzen weißen Bart darauf bekommen, und die Großmutter stand noch im weißen Haar am Abend an der Kasse. Alle beherrschten es mit behenden Beinen, und nie ging die Kunde durch das Land, daß ein vom Seil gestürzt sei oder einen Fuß gebrochen habe.

Nun stand einmal der grüne Wagen in einem Landstäbchen an der Donau, im Vorfrühling, als die Gänseblümchen aus dem Gras blickten und die Möwen am Himmel zogen. Nach der dritten Abendvorstellung, bei der im Aublick von tausend Gesichtern auf dem Marktplatz der junge Franz Knie auf hohem Seil tanzte und neue Künste von einer Pracht und Gefährlichkeit ausführte, wie wenige vor ihm, erhob sich rasch von seiner Bank ein Herr im

hellen Anzug, drängte sich durch die Menge nach vorn und wünschte ihn zu sprechen. Franz Knie erschien in einem Straßenüberzieher, in den er bei der kühlen Nachtlust seine erhitzte, himmelblaue Gestalt verborgen hatte, und fragte, an Lob und reichem Trinkgeld verwöhnt, gelassen nach seinem Begehren. Der Herr nannte seinen Namen und Stand — er arbeitete im städtischen Laboratorium — und gab sich als Schulkamerad zu erkennen. Sie waren zwar nicht lange beisammen gewesen, weil ein Seiltänzerknabe bald da, bald dort Gast in der Volksschule ist, wie es der Zufall will, aber doch mehrere Wochen, und schon damals fühlte er sich zu dem jungen Künstler hingezogen und hatte ihn auch insgeheim beneidet. Franz, nachsinnend, sah ihm mit verträumtem Blick in seine kühleren, etwas stehenden Augen und gab ihm die Hand. Eine leichte Nöte ergoß sich ihm in die Schläfe: er konnte sich nun an jene Herbstwochen und auch an ihn wohl erinnern. Sie verabredeten eine Zeit im Wirtshaus zum Grünen Baum, um dort bei einem Glas Wein das unverhoffte Wiedersehen zu feiern. Franz Knie brachte einen Bruder und seine Schwester mit, die mit ihm aufgetreten waren, und nun mochten sich die Zuschauer daheim und in den Schenken darüber streiten, wer von ihnen am besten getanzt und am schönsten ausgesehen habe, wobei sich dann viele Herren für Maria entschieden mit ihrem weichen Haar und ihren großen glänzenden Augen. Für Herrn Went, den Schulkameraden, bestand kein Zweifel darüber, daß Franz mit seinen Sprüngen den Vogel abgeschossen hatte, und er sagte sich, daß er's Wort für Wort beweisen könne. Das tat nun hier nicht, weil so viele Jünglinge und halbwüchsige Mädchen das Erlebnis des Abends mit seinem Anblick wie einen Traum bis in den andern Morgen, manche vielleicht fürs Leben mit sich forttrugen.

Die beiden Schulkameraden sahen einander an. Franz Knie, obgleich um ein wenig älter als der andere, war wie ein Knabe geschmeidlich geblieben und hatte auch all sein wirrblondes Haar, das Mädchen und Buben so gefiel, behalten. Went hatte bereits den kahlen Schädel eines Gelehrten, sonst war er munter, gesprächig und nicht ohne launigen Witz.

Sie blieben bei dem guten Tropfen aus der angestaubten Flasche, von dem alle bedächtig und nicht viel tranken, weit über eine Stunde an ihrem runden Tisch hinter dem weißverhängten Fenster sitzen, plauderten fröhlich und erzählten sich allerlei Schnidschnack aus ihren Jugendtagen. Es wurde auch von allen Seiten länger vermieden, über das Fach zu reden, zuletzt konnte es Herr Went doch nicht lassen und wollte auch allerlei über ihr Handwerk erfahren, wissbegierig, wie er war, während die Geschwister darüber wenig Worte fallen ließen und mit fernem Blick sahen. Doch beantwortete Franz Knie alle Fragen kurz und höflich, und so konnte sich Herr Went schon ein Bild davon machen, wie jener Stufe um Stufe in der Handhabung von Stangen und Seil vorgeschritten war. Dabei konnte er auch die Frage nicht unterlassen, ob sie alle auch immer Glück gehabt hätten, ob nie einem Glied der Familie ein Unglück, wenn auch nur ein kleines, zugefallen sei, worauf Maria, leicht aus Tischbein klopfend, erwiderte, nein, es sei nie etwas vorgekommen, vom Großvater bis zum jüngsten Enkelkind tanzten sie alle sicher, und ein gültiges Geschick habe sie bisher vor Unglück bewahrt. Sie erröthete und trank einen Schluck, die Brüder blickten schweigend über das Gespräch weg auf den Tisch, aber Herr Went, weniger aus Uebermut, als weil er neben so guten Seiltänzern auch bestehen wollte, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte Franz mit einem bohrenden Blick, ob er sich denn auf dem Seile auch immer ganz sicher fühle. „Wie ein Fisch im Wasser!“ lachte der und wollte ihm entweichen, da sagte Herr Went, es gebe schon ein Mittel, einen Seiltänzer in seiner Sicherheit zu erschüttern, ohne das Seil zu berühren oder gewaltsam vorzugehen. „Da wär ich aber neugierig,“ rief Franz mit festen Lippen, „wie du das anstellen würdest,“ und schlug mit der gebräunten Faust, an der zart ein Silberring glänzte, auf den Tisch, daß die Weingläser schier tanzen wollten. Ein Wort gab das andere, und bevor sie aufbrachen, waren sie bis auf fünfzig Taler in eine Wette hineingestiegen, die sie in aller Stille und im Beisein von ganz wenigen zum Austrag bringen wollten.

Eine halbe Stunde vor der Stadt dranhin, wo die noch schmale Donau tief war wie ein Haus, hatten sich am andern Morgen die Wettenden mit ihrem Stangenwerk auf zwei Booten eingestellt und stiegen ans Ufer. Es war einer von jenen Tagen, da der Frühlingwind in lauter Uebermut seine Wolfenschäfchen auf seiner himmlischen Weide springen läßt; warm schon lag die Sonne auf den Feldern und in Duff der Ferne auf weißen Klostermauern und wartenden Hopfengärten. Die Brüder Knie, die sich einen guten Tag machen wollten, hatten schon alle Vorbereitungen getroffen und in aller Frühe die Pflöcke in den Erdboden gerammt. So brauchten nur noch die Stangen gekreuzt und das Seil festgekürzt und gestrafft zu werden, wobei ihnen zwei Arbeiter aus einer nahen Fabrik, angelockt durch die Neugierde, und zwei oder drei Schreinergefelln aus einer Werkstatte am Fluß behilflich waren. Franz Knie schüttelte dem Herrn Went, der da einfach gekommen war, seinem Nuhm einen Seitenpuß zu versehen, lachend die Hand. Der, seiner Sache nicht weniger sicher, stand ruhig da, steckte die Hände in die Taschen und lächelte mit leicht verzogenen Mundwinkeln in sich hinein.

Endlich war das Seil — ziemlich nieder — über den Fluß gespannt, und die Arbeiter und Gesellen zogen auf beiden Ufern hinauf und hinab an, während Franz Knie mit seinem Bruder bald da, bald dorthin sprang und vorsichtig prüfte. Als sie zufrieden waren, warf Franz Straßenrock und Stiefel ab, rieb seine

Strumpfsohlen mit Kolophonium ein und kletterte auf der Strickleiter hinauf. Er trat auf, gab dem einen und andern noch einen Wink und Zuruf, nahm die weiße Stange und schwebte über die Donau von einem Ufer zum andern wie ein Vogel. Drüben kehrte er sich um, lehnte sich ans Stangenkreuz, spreizte einen Fuß über den andern und wartete, was nun sein Gegner anfangen werde. Der hatte inzwischen ein Paket geöffnet und einen ziemlich großen Spiegel herausgenommen. „Ein Spiegel!“ riefen die andern, und ein Schreinergefelte fuhr sich nach vorn übers Haar. Went stellte sich damit ans Wasser, hielt zunächst ganz ruhig die Scheibe gegen die eigene Brust gerichtet und beobachtete den Seiltänzer. Der hatte mit allerlei gewohntem Blendwerk gerechnet, nahm sich vor, zu tun, wie wenn er's nicht beachte, erhob sich von seiner Lehne und begann, nach dem andern Ufer zu laufen. Es war ausgemacht — und das hatte ihn gestern etwas verblüfft — daß er nur ein einziges Mal über das Seil gehen sollte, wenn sich Went ihm gegenüber aufgestellt habe. Schon war Knie fast nach der Mitte vorgeglitten, als er stuhlte; er sah in der Richtung des Seils einen großen Lichtfleck vor Augen, und der blendete so, als habe die Sonne, die frei am Himmel stand und auf den Wellen glitzerte, alle ihre Strahlen darin versammelt. Er machte trotzdem noch ein paar Schritte, zog es dann aber vor, weil sich der Fleck immer vergrößerte und wuchtiger blendete und dazu noch in Zuckungen hin und her schwankte, eine List anzuwenden, um nicht doch in Gefahr zu kommen, wenn es ihm schwarz vor den Augen würde. Zurücklaufen durfte er nicht, ohne die Wette zu verlieren. Weiter vorgehen, wie bisher, und selbst mit geschlossenen Augen wäre tollföhl gewesen, weil auch so die Lider wie ein roter Vorhang waren. Er dachte: „Wart, ich will dir schon,“ legte sich rücklings auf das Seil, schaukelte die Stange mit den Füßen, zog sein Taschentuch unter der Hose hervor und verband sich damit die Augen, daß sie gedeckt waren und nur ein kleiner Spalt offen blieb, durch den er zur Not ein Stückchen Seil vor seinen Füßen sehen konnte. Dann zog er die Schenkel an, nahm die Stange von den Fußsohlen, stand auf und wie einer, dem nichts etwas anhaben kann, glitt er einige Schritte vor und zurück und gautschte ungeduldet, mochte der Gegner den Spiegel drehen und wenden, wie er wollte, was kaum eine leichte Schwankung ums Gesicht hervorrief, wie er's von den Fackeltänzen gewohnt war. Da hielt Went den Spiegel schier krampfhaft ruhig in Händen, wie einer, der nicht mehr viel damit anzufangen wußte. Franz Knie, der keinerlei Schwankungen mehr empfand, dachte schon, sein Schulkamerad habe das Spiel aufgegeben und er könne die fünfzig Taler in den Sack stecken. Schon war er sicher fast bis ans Ufer vorgeglitten, als Went plötzlich von einem Gedanken erfaßt, einen Schritt bis zum Rand ins Wasser tat und den Spiegel beinahe flach, nur um ein wenig schief, gerade unter das Seil hielt und ihn leis wie eine Gondel hin und her bewegte.

Es war nur ein Augenblick, daß Franz Knie hinabblinnte; aber in dieser einen Sekunde erlebte er, was ihm noch nie, seitdem er je ein Seil bestiegen hatte, aufgekommen war. Was er sah, war nicht die blendende Sonne im Glas, wie vielleicht der andere noch meinte: erschreckt sah er sich selber, wie er in blauer Höhe oder in blauer Tiefe auf einem schmalen Stück Seil stand, nur etwas schief. Da schwindelte ihm, die Stange entglitt seinen Händen und sank flutschend ins Wasser. Er suchte sein Gleichgewicht, indes er einen Augenblick lang auf dem linken Fuß stand und dann auf dem rechten, bis er bei wagrecht ausgestreckten Armen mit beiden das Seil berührte, und schon setzte er, halb am Ziel, den einen dicht hinter den andern, als ihm die Unruhe, die noch im Oberkörper war, den Schritt außer Fassung brachte, ausglitschen ließ und ihn selber vom Seil warf, der Stange nach, in den tiefen Strom, daß in silbernen Bogen das Wasser aufspritzte.

Herr Went konnte sich nicht mehr halten vor Vergnügen, daß es ihm doch noch gelungen war, einen so geübten Seiltänzer zu Fall zu bringen, und er ließ seiner Genugthuung den Lauf, während ein paar hinzugekommene Knaben bereit waren, den Raffen mit gelindem Lachen und Spott zu empfangen. Doch als es etwas lang ging, bis er heraufkam, wurden sie still; einer vermutete, er schwimme unter Wasser ans Ufer, um aus seiner Not noch eine Tugend zu machen, als geübter Schwimmer. Der Bruder Knie löste sich von der Schar der Harrenden und sprang ins Boot. Went zog etwas hilflos den Rock ab, um auch zu helfen, wenn's not täte. Unruhig ruderte das Boot hin und her, die kleinen Wellen flossen, wie wenn nichts gewesen wäre, kein Kopf, kein Arm kam zum Vorschein. Da stieg auch der Arbeiter vom andern Ufer ins Boot und stieß vom Sande ab. Ein Knabe meinte, er habe im Wasser rote Flecken gesehen, aber wer sonst noch herumstand, zweifelte daran. Die Boote schwammen hinüber und herüber, hinauf und hinab. Einer von den Gesellen hatte sich längst entkleidet und war getaucht. Er kam wieder herauf ohne den Franz und kam wieder ans Ufer, wo Went fassungslos stand. Und so sehr sich alle Mühe gaben, den Gestürzten zu finden, es war vergebens.

Erst am späten Nachmittag, als die Sonne ihre Strahlen schon schräg auf die glatte Donau legte, ruderten zwei Fischer die Leiche stromaufwärts ins Städtlein und trugen sie der verzweifelten Mutter in den grünen Wagen. An der Stirn, dicht oberhalb der Schläfe, klappte eine Wunde, aus der noch geronnenes Blut sickerte. Der Verunglückte war offenbar mit dem Kopfe voran auf einen Stein im Wassergrund gefallen.

Nun lag der Seiltänzer, der Stolz der Familie und der Jubel der Jugend, mit blassen Lidern, die sich für immer geschlossen hatten. Der Blick in sein Spiegelbild, indes er inmitten seines Spiels auf dem Seile stand, hatte ihm das Leben gestofen.